

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Ursula Maria Wartmann**  
**Tante Lissi kann auch anders**  
Roman

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

**Es war ein Montag** kurz nach halb elf, ein kalter und ungemütlicher Märztag. Draußen nieselte es, die Heizungen liefen auf Hochtouren. Direkt unter dem Fenster des Verlagshauses droschen ein paar schlechtgelaunte Bauarbeiter mit ihren Preßlufthämmern auf die Straße ein. Im Zimmer der Chefredaktion oben im achten Stock ließen auf dem Schreibtisch von Paula Pronto die lachsfarbenen Rosen majestätisch die Köpfe hängen.

Ich parkte mein Fahrrad neben der Tiefgarage, stieß die Eingangstür des Verlagshauses auf und nickte vor dem Aufzug der Art-Direktorin zu. Sie trug eine hautenge Lederhose und hatte sich ein Tuch in die orangefarbene Kurzhaarfrisur geknotet wie früher die Trümmerfrauen beim Steineschleppen. Sie sah genauso fertig aus, wie ich mich fühlte, und atmete eine Metaxafahne aus. Wir fuhren wortlos hoch bis in den achten Stock und lasen zum dreitausendsten Mal den Spruch » Geile Tittenviecher, ihr!«

Das hatte irgendein durchgeknallter Fahrradbote in Augenhöhe in die Tür geritzt.

Okay, okay, die Botschaft war angekommen!

Wie jeden Tag ging ich als erstes ins Sekretariat, um in meinem Kasten nach Post zu gucken. Dann lief ich über den Flur, um die Stätte meines Wirkens aufzusuchen. Wie jeden Tag hatte ich schon die Schnauze voll, bevor das Ganze hier überhaupt anfing.

Ich warf meinen Computer an, kippte etwas Schnellkaffee in meine Tasse aus rustikalem Steingut und machte mich auf den Weg zur Teeküche. Als ich in mein Zimmer zurückkam,

schälte sich gerade Frederike aus ihrem Trench. Frederike ging auf Mitte Fünfzig zu. Sie war groß, schlank, und sie färbte ihr Haar mit Henna aus einem Ökoladen in Ottensen. Sie war sehr wohlhabend. Häufig betonte sie in aller Bescheidenheit, daß ihre extravagante Lesebrille in Schmetterlingsform ungefähr den Gegenwert eines Mittelklassewagens hatte, obwohl sie wußte, daß ich auf einen mittleren Lottogewinn angewiesen war, um mich irgendwann finanziell zu sanieren.

Mit einem Wort: Frederike war auf sympathische Art etwas wunderlich.

Sie hätte es eigentlich gar nicht nötig gehabt, diesen Job zu machen. Aber sie machte ihn trotzdem, obwohl sie täglich Schlag siebzehn Uhr eine Allergie kriegte, die ihr Gesicht mit roten Flecken überzog und spätestens um achtzehn Uhr ihre Augen zuschwellen ließ. Gott sei Dank schwellen sie abends beim Bordeaux hinter der Harvestehuder Jugendstilfassade wieder ab.

Das Sein prägt eben doch das Bewußtsein, auch wenn das keiner mehr hören will.

Wir saßen zu zweit in unserer Redaktionsstube. Wir mochten uns auf eine vorsichtige Art ganz gern, unter anderem, weil uns eine gewisse Skepsis Paula Pronto gegenüber verband. Wir zerterten täglich acht Stunden lang an Paula Pronto und diesem ganzen beknackten Laden herum.

»Für Paula Pronto«, hatte mir Frederike irgendwann in ihrer gewohnt blumigen Sprache mitgeteilt, »ist jeder Mensch wie ein Koffer!«

Ich hatte flugs auf dem Mac meinen Text abgesichert und zu meinen Zigaretten gegriffen. Ich war ganz Ohr.

»Ein Koffer ...?« echote ich fragend.

Ich drehte mich zu Frederike herum und ließ mein Feuerzeug aufschnappen.

»Sie schleppt ihn so lange mit sich herum, wie sie ihn braucht«, sagte Frederike mit gedämpfter Stimme, denn wie üblich stand wegen des toleranten Betriebsklimas per Dekret die

Tür weit offen, »und dann ...«, sie machte eine bedeutungsschwangere Pause, »... dann läßt sie ihn einfach stehen!«

Ich nahm einen Lungenzug, der es in sich hatte. Wie wahr, wie wahr! Und wie bitter die Einsicht, daß es um meine Menschenkenntnis anscheinend nicht zum Besten stand. Es gab eine Zeit, da hätte ich für Paula Pronto beide Hände ins Feuer gelegt. Ich seufzte und widmete mich wieder meinem Psycho-Kasten. Auf zwanzig Zeilen erfuhr hier die Mittelschichtfrau, wie sie mit dem Feierabendfrust ihres Mannes umgehen sollte und ändern konnte, daß er nur noch vor der Glotze die Beine hochlegte.

An diesem Morgen mixte sich Frederike wie üblich ihren Drink aus Kalzium und einer Vitamintablette, stürzte das Zeug in einem Zug herunter und hielt mir ihr Zigarettenpäckchen hin. Wir lümmelten uns in unsere Schreibtischsessel, rauchten eine und redeten ein paar belanglose Worte.

Wie jeden Morgen mußte ich auf Frederikes Geheiß Rapport erstatten, was es an neuen Kiezkatastrophen gab, die vielleicht noch nicht in der Zeitung standen. Daheim, im noblen Harvestehude, war halt nicht allzuviel los. Doch an diesem Morgen gab es nichts zu berichten, außer daß die Müllabfuhr seit neuestem zweimal pro Tag durch St. Pauli fuhr, um verrottete Kühlschränke und vollgepinkelte Couchgarnituren wegzukarren.

Das riß Frederike nicht eben vom Hocker.

Kein Mord im Sexshop, keine Ballerei in der Disco am Spielbudenplatz? Keine Messerstecherei in den dunklen Spelunken am Hamburger Berg?

Nix!

Kein Mord, keine Ballerei. Keine Messerstecher!

Alles paletti auf Sankt Pauli!

Frederike sah frustriert aus und blickte dem Rauch ihrer Zigarette nach.

»Wird schon wieder«, sagte ich und klopfte ihr auf die Schulter. »Wart's nur ab, morgen sieht alles schon wieder ganz anders aus!«

(Wie üblich hatte ich recht.)

Dann blätterten wir die Tageszeitungen durch. Konnte ja sein, daß wir hier Themen fanden, die wir für unsere moderne Frauenzeitschrift vertiefen konnten.

Im Hintergrund zischte leise die Zentralheizung.

Wir raschelten geschäftig mit den Gazetten.

»Arme Claudia Schiffer«, sagte ich inbrünstig in Frederikes Richtung.

»Hhmmm?«

Frederike hatte bereits die Schmetterlingsbrille im Gegenwert eines Mittelklassewagens auf den Sommersprossen sitzen und schmökerte im Tageshoroskop.

»Arme Claudia Schiffer«, insistierte ich und pflanzte meinen rotlackierten Zeigefinger anklagend auf die vermischte Seite einer großen deutschen Tageszeitung.

»Hier steht's: Das arme Ding muß zwei Tage hungern, wenn es ein Stück Schokoladentorte genascht hat.«

Ich war schockiert.

Zwei Tage für ein Stück Schokotorte.

Das mußte man sich mal vorstellen!

»Fische«, sagte Frederike zerstreut. »Achten Sie auf Ihre Gesundheit. Im Bereich der Atemwege besteht erhöhte Anfälligkeit.«

Sie drückte ohne Umschweife ihre halb angerauchte Zigarette aus und blätterte weiter zu den Anlagetips der Immobilienbranche.

Es mangelte ihr an der Minimalmotivation, die man als Redakteurin einer modernen Frauenzeitschrift mitbringen sollte.

Ich legte eine Gedenkminute für Claudia Schiffer ein und kramte in meiner Schreibtischschublade zwischen Büroklammern, Tampons, defekten Disketten und Parfümpröbchen aus dem Hanse-Viertel nach der extra leichten Joghurtschokolade. Hatte ich die etwa gestern schon aufgeessen?

Ich steigerte meine Stimme zu einem diskreten Crescendo.

»Das Topmodel darf täglich nur 458 Kalorien zu sich nehmen, um seine 57 Kilo zu halten«, zitierte ich genüßlich. »Hey, Fred-

die, da könnte man was draus machen. Wenn die Mittelschichtfrau zum Beispiel täglich nur 458 Kalorien zu sich nehmen würde ...«

Ich dachte scharf nach.

»... dann würde unheimlich was übrigbleiben in der Haushaltskasse. Dann könnte sich davon der Gatte der Mittelschichtfrau öfter mal ein Bierchen leisten oder einen gemütlichen Kiezbummel. Oder er könnte sich endlich den großen BMW aus der 5er-Serie kaufen.«

Ich war begeistert.

»458 Kalorien«, schrie ich. »Der BMW aus der 5er-Serie. Den könnte sonntags auch mal die Mittelschichtfrau fahren, wenn die kleine Familie einen Ausflug ins Grüne macht. Was meinst du, soll ich das für den Themen-Ordner ausschneiden?«

»Krebs!« sagte Frederike drohend.

Sie hatte zum Horoskop zurückgeblättert, weil es in den Anlagetips der Immobilienbranche nichts gab, was sie nicht ohnehin schon wußte.

Krebs bin ich.

»Hüten Sie Ihre Zunge«, sagte Frederike. »Sonst könnte es passieren, daß eine Kollegin Sie mit einem gezielten rechten Haken vor Ihrem Computer niederstreckt ...«

Hach, ja! Vor zwölf war Freddie halt noch nicht so recht in Form.

Ein paar Minuten später kam Paula Pronto über den Flur. Durch jede der geöffneten Türen flötete sie ein beschwingtes »Guten Morgen«. Je näher sie unserem Zimmer kam, um so weniger beschwingt klang der Unterton. Ihr langer Rock im gehobenen Folklorestil raschelte an uns vorbei. Wir murmelten einen Gruß zurück und drehten in stillem Einverständnis zwei braune und zwei blaue Augen gegen die Zimmerdecke.

Wie jeden Tag stellten wir bei der Gelegenheit fest, daß die Zimmerdecke dringend einen Topf Farbe brauchte.

Paula Pronto war schlechter Laune. Wir konnten uns wieder mal auf etwas gefaßt machen.

**Paula Pronto** war möglicherweise tief drinnen gar nicht so. Kein Mensch ist schließlich als stellvertretende Chefredakteurin auf die Welt gekommen. Vermutlich war sie einmal ein süßes Kind gewesen, bevor sie die journalistische Laufbahn einschlug und zur Führungskraft einer Frauenzeitschrift mutierte. Als sie noch im Kinderwagen auf ihrem Paradekissen lag, hat sich wahrscheinlich alles um sie gerissen.

Wahrscheinlich hat sie beim Schlachter immer einen Wurstzipfel extra abgestaubt, und die Tanten und Onkel haben ihr heimlich Bonbons und Kekse zugesteckt.

Sie war fast fünfzig. Nicht sehr groß und ziemlich barock. Männer, die zu beschützenden Instinkten neigten, nahmen sie wahrscheinlich gern auf den Schoß. Sie hatte einen vollen Mund, den sie dunkelrot schminkte, und kleine despotische Hände, die statt Knöcheln Grübchen hatten. Über ihrem gewichtigen Leib trug sie mit Vorliebe weite Röcke, unter denen flache Schuhe sichtbar wurden. Ihre Fußknöchel gingen ohne erkennbare Krümmung in die Waden über. Sie liebte teure Pullis oder Jacketts und riesige Fransentücher. In der Mittagspause aß sie am Schreibtisch helle Brötchen und dunkle Frikadellen. Sie hatte halblanges, dichtes Haar, auf das sie sehr stolz war. Sie probierte häufig neue Frisuren aus, die wir unseren Leserinnen im Heft empfahlen. Wer wollte, kriegte von ihr Von-Frau-zu-Frau-Tips, was Tonspülungen und strukturverbessernde Lotionen betraf, die bis tief in die Haarwurzel wirken.

Wenn sie wollte, konnte Paula Pronto solidarisch sein.

Sie trug den immer gleichen Goldschmuck. Um einen der kleinen, kurzen Finger mit den tief abgeschnittenen Nägeln wand sich ein Ring in Form einer Schlange. Bei den Konferenzen funkelte sie uns mit rubinroten Augen an, wenn die Chefin ungehalten gestikuliert oder auf die Tischplatte trommelte.

Das tat sie oft.

Weil Paula Pronto die »prima« und wir die »inter pares« waren, sagte sie, um ihre Fortschrittlichkeit als stellvertretende Chefredakteurin einer modernen Frauenzeitschrift zu beweisen, »Frederike« oder »Susie« oder »Agnes«, und dabei siezte sie uns. Nur zu mir und Lilo sagte sie du.

Bei Lilo lag das daran, daß sie vor vielen Jahren bei einem Betriebsausflug mal blau wie ein Veilchen gewesen war. Bei der Gelegenheit hatte sie Paula ihre ganze Lebensgeschichte erzählt. Paula brachte sie danach ins Bett, und so was ist ja von einer gewissen Intimität.

So was verbindet zwei Menschen.

Bei mir lag das daran, daß alles ein riesiges Mißverständnis war. Als ich noch frei für das Blatt arbeitete, hatte ich Paula Pronto eines Abends beim Chinesen auf der Reeperbahn zu einem Arbeitsessen unter vier Augen getroffen. Es ging um eine Reportage, die sie exklusiv haben wollte und die später nie erschien, weil sich das Blattkonzept wieder einmal geändert hatte.

Damals wußte ich noch nicht, wie oft sich so ein Blattkonzept ändern kann. Es kann sich verdammt oft ändern.

Als wir uns handelseinig waren, ergriff Paula Pronto ihr Glas und das Wort.

»Übrigens, ich heiße Paula«, sagte Paula Pronto.

Ich wußte nicht, daß es Leute gibt, die sich mit Vornamen anreden und gleichzeitig Sie zueinander sagen. Außer in alten Spielfilmen oder in Blankenese, wenn Reedersgattinnen das Wort an ihre Bediensteten richten: »Marie, wollen Sie bitte gleich nach dem Essen den Likör reichen? Den Nachmittag dürfen Sie dann freinehmen. Aber, Marie, (einen Tick schärfer) seien Sie so lieb, vergessen Sie den Abwasch nicht...«

Nur war ich keine Domestikin mit gemütl. kl. Einliegerwohnung mit eig. Eingang und Kabel-TV. Ich wohnte mitten auf dem Kiez zwischen Künstlern, Pennern, Transvestiten und Touristen. Und steinalten, listigen Omas, die sich die Künstler, Penner, Transvestiten und Touristen jeden Tag, den der liebe



Gott werden ließ, von ihren Wohnzimmerfenstern aus anguckten.

Vom Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang.

Sie haben die Busen auf geblühten Kissen, nehmen ab und zu einen Schluck aus dem Flachmann und winken dem Briefträger zu. Langweilig wird es nie. Ich wohnte ganz gern hier.

Ich war erfreut.

»Und ich heiße Dickie«, sprach ich und wedelte begeistert mit dem süßsauen Rippchen, an dem ich gerade nagte. »Hey, du, das finde ich klasse, das ist doch gleich ein ganz anderes Zusammenarbeiten. Wie sieht's aus, nimmst du noch ein Bier?«

Ich winkte den dünnen Kellner aus Tsing-Tau an unseren Tisch. Er zeigte ein paar lange gelbe Zähne, wieselte von dannen in Richtung Tresen und befahl mit einer herrischen Geste seinem Kumpel, zwei helle Blonde zu zapfen, aber subito!

Das Leben war schön.

Sie wurde erst blaß und dann rot, wickelte sich nervös eine Haarsträhne um den Zeigefinger und kriegte aus irgendeinem Grund die Kurve nicht. Jedenfalls schaffte sie es nicht, mir zu sagen, daß sie das »Du« eigentlich nicht wollte. Vielleicht wollte sie es auch ein ganz kleines bißchen, weil sie wußte, daß ich heimlich an düsterer Prosa schrieb. Man weiß ja nie, hat sie vielleicht gedacht, vielleicht landet die noch mal so ein richtig gutes Buch, und dann isses nett, wenn man irgendwann im Publikum bei einer Lesung sitzt und der wildfremden Nachbarin in die Seite hauen und flüstern kann: »Wissen Sie, die Dame da vorn, die kenne ich seit Jahren persönlich sehr gut, wir sitzen öfter beim Chinesen am Nobistor und essen süßsaure Rippchen.«

Man guckt den Leuten ja nur vor den Kopf.

Also blieben wir beim Du, doch falsch war es von Anfang an. Das Korn sozusagen, aus dem die böse Saat erwuchs. Aber Regie führen im Leben ja sowieso meistens die kleinen Dinge.

**Den Montagabend** beging ich auf meinem eleganten Ledersofa. Es war der Internationale Frauentag, und ich würdigte dieses Datum mit einem Gläschen Soave. Eventuell waren es auch mehrere Gläschen. Die Flasche war jedenfalls am nächsten Tag leer. Ich hatte der vielen Internationalen Frauentage gedacht, die ich im Kreis von Gleichgesinnten verbracht hatte. Wir waren männerfeindliche Parolen skandierend durch die Stadt gelaufen, hatten Flugblätter verteilt und mittelalte Herren angepöbelt, die mit ihren Aktentaschen am Straßenrand standen und ihre Witzchen rissen. Abends hatten wir im Frauenzentrum zwischen Büchertischen und selbstgemachtem Nudelsalat bis zum Abwinken billiges Bier getrunken und über den Gang der Dinge diskutiert. Wir legten die neue Tina Turner auf den Plattenteller, tanzten wie die Furien und kreischten mit. Ab und zu ging eine von uns raus in die Büsche, um billiges Bier auszukotzen.

The future is this moment!

Das Leben war schön!

Daran und an noch viel mehr dachte ich und säuselte einen Soave nach dem anderen in mich hinein. Ich sah den Kerzen zu, wie sie herunterbrannten. Ich fragte mich, was aus mir geworden war.

Redakteurin einer modernen Frauenzeitschrift – das war aus mir geworden!

Komisch: Das hatte ich nicht gewollt!

Tagsüber schrieb ich über Sexualprobleme nach den ersten wunderbaren Ehejahren, die Kraft positiver Gedanken bei leichteren Schicksalsschlägen oder das richtige Outfit für eine gelungene Bewerbung als Chefsekretärin.

Und abends fiel ich auf mein Sofa und von einer Midlife-crisis in die nächste.

Mit einem Wort: Ich war zum Monster mutiert.

Wie, um Himmels willen, hatte es soweit kommen können?

Ich lag da und grübelte, und obwohl ich in dieser Nacht vergaß, meine Ohropax einzustöpseln, hörte ich nicht, daß sich unter meinem Fenster ein paar St.-Pauli-Fans mit der Polizei eine Straßenschlacht lieferten. Das kommt auf dem Kiez öfter vor, und zum Internationalen Frauentag hatten sich die Fans eine besondere Variante einfallen lassen. Sie hatten den Sexshop gegenüber gestürmt und den Besitzer kurzerhand k.o. geschlagen. Als die Polizei endlich eintraf, legten sie gerade mit ein paar aufgeblasenen Gummipuppen auf der Straße ein flottes Tänzchen hin. Ein Glück, daß mir dieser Anblick erspart geblieben war.

Jette hatte ungefähr eine Stunde im Fenster gelegen. Kino ohne Geld. Das hat man öfter hier auf dem Kiez.

»Die waren ganz schön heftig drauf, heute nacht«, sagte Jette beim Frühstück und säbelte begeistert ihr Brötchen in zwei Hälften. »Der eine hat direkt in den Eingang von dem Sexshop gekotzt. Chinesisch, Chop-suey!«

Sie war schon mit Willi unten gewesen und hatte sich einen Überblick über den aktuellen Stand der Dinge verschafft.

Willi saß in seinem Hundekorb und sah ebenfalls begeistert aus.

Ich machte mir ein Alka-Seltzer zurecht, warf eine Vitampille in das sprudelnde Wasser und ging noch einmal zurück ins Bett. Jette guckte mich mißbilligend von der Seite an. Sie ist seit Jahren meine Gefährtin in guten wie in schlechten Tagen, und sie gönnte mir meinen Zustand, denn ich konnte etwas dafür. Kaum war ich aus der Küche, stellte sie das Radio lauter. Howard Carpendale oder Christian Anders oder ichweißnichtmehr, jedenfalls dudelte einer von den Herren, die Alster-Radio rund um die Uhr zu Gehör bringt und die ich zu jeder Tageszeit verabscheue und vor neun Uhr morgens ganz besonders.

Jette sang mit und klapperte geschäftig mit Tellern und Tassen.

Jette ist eine von denen, die schon morgens um sieben der hal-